

HEYNE <

DAS BUCH

Tam, Fynnol und Baore, drei abenteuerlustige Freunde aus dem idyllischen Seetal, brechen auf, um mit einem Boot den geheimnisvollen und gefährlichen Fluss Wynnd hinunterzufahren. Sie wollen das Königreich Ayr kennen lernen und durch Handel reich werden. Bei ihrer ersten Rast lernen sie einen mysteriösen Reisenden kennen, Alaan, der über magische Fähigkeiten verfügt und von einem kleinen Vogel begleitet wird. Als die Gruppe von schwarzen Reitern überfallen wird, verteidigt Alaan die jungen Männer, kommt aber selbst ums Leben. Auch das Boot der Freunde ist zerstört. Sollte ihr Abenteuer bereits zu Ende sein? Da lassen sie sich von Cynddl, einem Landfahrer und Sammler alter Legenden und Mythen, überreden, als seine Begleiter die Reise fortzusetzen – eine Reise, die sie mitten hineinführt in den dramatischen Kampf um den Thron des Reiches ...

DAS VERLORENE KÖNIGREICH

Erster Roman: Nachtvogel

Zweiter Roman: Goldvogel

Dritter Roman: Sturmvogel

DER AUTOR

Sean Russell wurde 1952 im kanadischen Toronto geboren und zog nach dem Studium nach Vancouver. Seinen ersten phantastischen Roman schrieb er 1991, weitere folgten und begründeten seinen Ruhm als einer der wichtigsten und interessantesten Fantasy-Autoren der Gegenwart. Sean Russell lebt mit seiner Familie auf Vancouver Island.

SEAN RUSSELL

Nachtvogel

Das verlorene Königreich

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der englischen Originalausgabe
THE ONE KINGDOM
Deutsche Übersetzung von Hans-Ulrich Möhring

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Taschenbuchausgabe 08/2006
Copyright © 2001 by Sean Russell
Copyright © 2006 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2006
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN-10: 3-453-53244-9
ISBN-13: 978-3-453-53244-1

<http://www.heyne.de>

*Für Karen und Brendan,
die Hüter meines Herzens*

*Meinen Kindern vermache ich meinen Hass,
den ich wider die Rennés hege wegen aller
Gräueltaten, die sie an uns verübt haben,
und all jener, die sie noch verüben werden.*

Testament des Abril Willt

Kapitel 1



Das einzig Stille in der bewegten Landschaft waren die Männer. Starr wie Steine in einem fließenden Bach saßen sie an dem langen Tisch auf der Höhe der Sommerkuppe. Um sie herum tollte der Wind. Er fegte über den frischen, grünen Hafer und fuhr durch die Heuwiesen, dass Wellen und Bögen wie im Sand eines Flussbettes entstanden. Böen beugten und peitschten die Bäume, rissen das Frühlingslaub ab und wirbelten es in den stürmischen Himmel empor. Doch im Zentrum all dessen blieben die Männer unbewegt.

Dease war heilfroh, dass er und Samul sich mit ihrem Vorschlag durchgesetzt hatten, sich hier zu treffen, wo man das Land gut zwei Meilen weit überblicken konnte. Er wollte nicht das geringste Risiko eingehen, dass jemand sie belauschte.

»Ich würde sagen, es gibt unter den Willts nicht einen, der Toren auch nur aus dem Sattel werfen könnte, geschweige denn tun, was getan werden muss«, sagte Samul. Samul, der im Familienrat fast niemals das Wort ergriff und es vorzog, andern seine Gedanken einzupflanzen, während er selber die Rolle des stillen Beobachters spielte. Samul der Fuchs, so hieß er bei Dease.

Beld straffte sich auf seiner Bank. »Toren behandelt die Willts so freundlich, dass sie ihm bestimmt nicht einmal einen Kratzer verpassen mögen, von etwas Ernsterem gar nicht zu reden.«

Dease bemerkte, dass die andern ein wenig betreten dreinblickten, sobald Beldor etwas sagte. Einerlei wie sie zu der Sache standen, kein anderer hasste Toren so sehr wie Beld. Mehrere bewunderten Toren sogar, in vielerlei Hinsicht.

»Ich fürchte, wir können nicht darauf vertrauen, dass andere uns die Arbeit abnehmen«, sagte Samul ruhig. »Ich halte den ursprünglichen Plan für den besten. Wir lassen Toren das Turnier gewinnen, was wahrscheinlich ohnehin geschehen wird, und schreiten dann in der Nacht zur Tat, sodass es nach Rache aussieht. Das wäre am besten. Damit wäre unser lieber Vetter aus der Erbfolge ausgeschieden und die Willts träfe klar die Schuld.«

»Klar wäre das keineswegs«, widersprach Dease, der es verschmähte, seinen Widerwillen gegen ihr Vorhaben zu verhehlen. »Andererseits hätte es nicht viel zu besagen. Dass die Willts des schlimmsten Verrats fähig sind, sind alle gern bereit zu glauben.«

»Dann lasst uns das beschließen, Männer«, sagte Beld und lehnte sich ein wenig zurück. »Allein, ich habe den Verdacht, dass einige der Mut verlassen könnte.« Er blickte sich in der Runde um. »Dass nicht alle das Zeug zu einer harten Entscheidung haben.«

»Du kannst mich ruhig beim Namen nennen, Beld«, sagte Dease. »Wir wissen alle, von wem du redest. Hintersinnige Bemerkungen sind nicht gerade deine Stärke.«

»Hintersinn ist nicht das, was wir jetzt brauchen«, fuhr Beld ärgerlich auf und rutschte impulsiv vor. Dease sah, wie die Muskeln seines Veters sich unter seinem Obergewand anspannten. »Handeln ist es, was Not tut, Dease, und ich bin mir nicht sicher, ob du der Mann dazu bist, wo du Toren doch so sehr bewunderst.«

Dease hielt den Blick des andern gelassen aus, ohne im geringsten eingeschüchtert zu wirken, und es gab sehr wenige, die sich von Beld nicht einschüchtern ließen. Er war ein Bär von einem Mann, aber vor allem sah er aus wie jemand, der eine unbändige innere Wut kaum zu zügeln vermochte – und genauso war es auch.

»Ich bewundere ihn in der Tat«, erklärte Dease schlicht. »Er ist in vielerlei Hinsicht der Beste von uns allen, und das nicht nur auf dem Turnierplatz.«

Beld schlug mit der Faust auf den Tisch. »Aber Toren wird uns den Willts ausliefern! Er denkt, sie könnten mit Freundlichkeit und guten Worten gewonnen werden, er könnte sie überzeugen, eine neun Generationen währende Fehde zu begraben. Er will ihnen die Schlachteninsel zum Geschenk machen, womit er ihnen praktisch die Mittel verschafft, ein Heer aufzustellen. Toren denkt, wir müssten nichts weiter tun, als unserm Anspruch auf den Thron abzuschwören, einfach so, und dann würden sie es uns gleichtun und die Welt wäre in Ordnung.« Er überflog rasch den Kreis der Umsitzenden. »Unsern Anspruch aufgeben! Ich habe selbst gehört, wie er das gesagt hat. Weiß er nicht, was die Willts tun würden, falls sie jemals auf den Thron kämen? Sie würden die Vergangenheit nicht vergessen. Sie würden nicht vergeben. Toren wird dafür sorgen, dass der Name Renné in Ayr ausgelöscht wird, das ist es, was Torens ... *Staatskunst* uns einbringen wird. Aber wenn ich will, dass ein Name vergessen wird, dann nicht der unsere. Nein, ich für mein Teil habe genug von dieser Versöhnerei. Ich ...«

»Hör auf, Beld!«, unterbrach ihn Dease. »Wir kennen deine Tiraden zur Genüge. Verschone uns damit, dieses eine Mal.«

Beld sprang wütend auf, aber Arden und Samul packten seine mächtigen Arme und er ließ sich von ihnen auf die Bank zurückziehen.

»Schluss damit!«, sagte Samul, wie immer mit fester und vernünftiger Stimme. »Reize ihn nicht, Dease, wir können uns in dieser Situation keine Uneinigkeit leisten.«

»Ja, ich weiß, aber wir sollten unsere Tat nicht als etwas Edles hinstellen, Samul. Sie ist der schändlichste Verrat. Wir sind im Begriff, unsern eigenen Blutsverwandten zu ermorden, und auch wenn ich zugebe, dass es für unsere Selbsterhaltung notwendig ist, kann ich doch nicht so tun, als wäre es etwas anderes, als was

es ist. Ihr wisst alle, dass ich versucht habe, Toren zur Vernunft zu bringen.« Er legte eine große Hand mit gespreizten Fingern auf den Tisch und sah traurig darauf nieder. »Jetzt aber bin ich mir sicher, dass er von diesem Irrsinn nicht abzubringen ist. Daher müssen wir ihm entweder ins Verderben folgen oder unser Heil im Verrat suchen. Um der Zukunft unserer Familie willen habe ich mich für den Verrat entschieden, aber ich habe keinen Zweifel daran, dass ich ein Lump bin. Ein Mörder und Verräter. Und sollten wir entdeckt werden, bildet euch nicht ein, dass die übrigen Mitglieder unserer Familie das anders sehen würden.«

Wieder wurden die Männer ganz still. Um sie herum brauste der Wind und schüttelte die Äste des Baumes über ihnen, sodass Sonnenlicht und Schatten wie toll über den Tisch und über die harten Gesichter der Versammelten zuckten.

»Bist du dabei, Dease – dafür oder dagegen?«, fragte Samul schließlich.

Dease blickte auf, ein wenig verduzt über die Frage. »Ich bin dabei, Samul, dafür und dagegen, aber ich bin dabei.«

Samul sah vor sich auf den Tisch. »Dann«, verkündete er ruhig, »müssen wir nur noch entscheiden, wer es tun wird und wie.«

»Ich erkläre mich gern zu der Tat bereit, die euch so schändlich dünkt«, meldete sich Beld und konnte dabei, so sehr er sich bemühte, seine Befriedigung nicht verbergen.

»Nein«, sagte Dease bestimmt. »Dies ist kein Werk, das dem Hass entspringt. Ich werde es tun«, er holte tief Luft, »denn ich liebe ihn am meisten.«

Beld setzte an zu protestieren, doch Samul hieß ihn schweigen. »Dann werdet ihr beide gehen. Dease wird es tun, Beld wird Zeuge sein. Und wir geloben alle, Stillschweigen zu bewahren oder gemeinsam zu hängen, falls es dazu kommen sollte. Seid ihr einverstanden?«

Keine Bewegung. Dann nickten der Reihe nach alle Männer, einige widerstrebender als andere. Wieder trat Schweigen ein.

»Wie gedenkst du vorzugehen, Gvatter?«, fragte Arden leise.

Er war der Jüngste in der Runde, gerade zwanzig, und hielt sich mit seiner Meinung meistens zurück, obwohl Dease wusste, dass er an Gedanken keineswegs der Ärmste war.

Dease blickte vom Tisch auf, und der Kummer über den bevorstehenden Mord stand ihm bereits ins Gesicht geschrieben. »Während des Wettschießens beim Turnier von Westrych werde ich den Willts einige Pfeile stehlen ...« Er stockte und atmete einmal tief durch. »Und damit werde ich Toren ins Herz schießen. Er wird sofort tot sein.«

Keiner machte eine Bemerkung, aber was sie tun wollten und was aus ihnen geworden war, lastete schwer auf ihnen.

»Einmal«, begann Arden, und Liebe und Zärtlichkeit schwan- gen in seiner Stimme, »hob Toren mich beim Turnier in Waye aus dem Sattel, und hinterher ...«

»Fang jetzt bloß nicht damit an!«, herrschte Dease den jungen Mann an.

Als die Männer zu ihren Pferden gingen, tat der Wind, der den ganzen Morgen über keine Pause gemacht hatte, einen letzten Seufzer und erstarb. Und so ritten die Sippenossen den Hügel hinunter in eine jäh verstummte Welt, in der die einzigen Geräusche die Tritte ihrer Pferde waren, denn die Männer sagten kein Wort.

Während Dease einen von Platanen beschatteten Weg entlang- ritt, trug er seinen Kummer im Innern wie eine Frau ein ungebo- renes Kind. Er wurde größer in ihm, verzehrte ihn mehr und mehr, wuchs sich zu etwas Unbekanntem aus.

Dease fühlte sich wie das windstill gewordene Land, leer, hohl. Sprachlosigkeit ergriff ihn. Sprachlosigkeit und Bitterkeit.

Aus seiner Trauer und Zerknirschung erwachsen Zorn und Groll gegen Toren. Warum zwang er sie dazu? Hätte er nicht Ver- nunft annehmen können? Hätte er nicht den warnenden Stim- men Gehör schenken können? – denn Dease hatte durchaus ver- sucht ihn zu warnen.

Leider war es für Toren unvorstellbar, dass die Meinung von irgendjemand anders mehr Gewicht haben sollte als die eigene – eine Familienkrankheit.

Der Gedanke, dass Beld ihn begleiten würde – zweifellos um sich am Tod des verhassten Rivalen zu weiden –, behagte Dease gar nicht. Er fragte sich, ob Beld den Sommer auf dem Turnierplatz einen Unfall haben könnte. Es war nicht undenkbar.

Nein. Ein Mord war genug, auch wenn Beld den Tod mehr verdiente als Toren, wenigstens in mancher Hinsicht. Dease schloss die Augen und versuchte diese Gedanken aus seinem Kopf zu verscheuchen. Als er sie wieder aufmachte und sich umschaute, sah er auf der andern Seite des Feldes eine Bewegung.

Es war Ardens Kopf, der knapp über dem grünen Hafer auf und nieder ging. Sein junger Verwandter trabte dort hinter dem Feld entlang, zweifellos mit der Absicht, ihn zu überholen. Ihn abzufangen.

Er wird reden wollen, erkannte Dease und hoffte dabei, dass die andern sie nicht sahen. Es musste zwangsläufig einen verdächtigen Eindruck machen. Warum war Arden nicht gleich mit ihm geritten? Dabei hätte sich niemand etwas gedacht.

Das kommt davon, wenn man zum Verschwörer wird, ging es ihm durch den Kopf: *Immer die Angst, Verdacht zu erregen*.

An der Ecke des nächsten Feldes passte Arden ihn ab, das Gesicht in der Sonne rot geworden, der Blick ein wenig verlegen.

»Darf ich dich ein Stück begleiten, Gevatter?«

Dease nickte, und Seite an Seite ritten die beiden die lange Reihe der Bäume hinunter, aus dem Schatten ins Licht und wieder in den Schatten.

»Du bist nicht glücklich über den Beschluss«, sagte Dease endlich.

»Niemand ist glücklich darüber... Niemand außer Beld.« Arden spielte mit der Mähne seiner Stute. »Ich hoffe immer noch, dass Toren sich umstimmen lässt. Noch ist Zeit. Bis zum Turnier in Westrych sind es noch ein paar Monate.« Er warf Dease einen

Blick zu, der eine deutliche Bitte enthielt. »Er wird nicht auf mich hören, aber du darfst nicht aufgeben, Dease. Vielleicht ist Toren doch noch zur Einsicht zu bringen.«

Deases Nicken bedeutete keine Zustimmung. »Ich werd's versuchen, aber ich fürchte, mit meinem ständigen Zureden habe ich ihn langsam gegen mich eingenommen.«

Sie ritten weiter durch den stillen Tag, beide in Gedanken versunken. Dease betrachtete seinen Verwandten. Er war zu einem schmucken jungen Mann herangewachsen, wenigstens für den Geschmack der Frauen. Blond und blauäugig wie so viele Rennés, dazu eine kindlich helle und zarte Haut. Genau wie sein Vater war Arden kräftig gebaut.

Plötzlich hob Arden den Kopf. »Ein Gedanke lässt mir keine Ruhe, Dease.« Er sprach so ernst, dass Dease sich unwillkürlich zu ihm hinbeugte, gespannt, was jetzt kommen würde. »Wenn nun Beldors Beweggründe nicht so klar und einfach sind, wie es aussieht, was dann? Wir wissen alle, dass er Toren hasst – das steht nicht zur Debatte –, aber wenn Toren tot ist, ist der Nächste in der Erbfolge Kel. Und nach Kel stehst nur noch du zwischen Beldor und dem Thron. Und falls die Fehde wieder losgeht ...«

»Es gibt keinen Thron«, erinnerte Dease ihn.

Arden sah ihn scharf an, als wollte er seine Gedanken ergründen. »Kann sein, aber wen hasst Beldor nach Toren am meisten?«

Dease seufzte. Es war kein Geheimnis. Beld hasste ihn. Er hasste ihn wegen ihrer Verschiedenheit. Beld, der Mann der Tat, konnte Deases besinnliche Art nicht ausstehen. Dass Dease Musik und Kunst liebte, war ihm als Kriegsmann zuwider. Und die Tatsache, dass er von Dease auf dem Turnierplatz regelmäßig besiegt wurde, machte ihn rasend.

»Alle haben daran gedacht, Arden. Beld wusste, dass ich ihm die Sache nicht überlassen würde. Ich frage mich, ob alle nur sehen sollten, dass er sich erbot. Wer würde den Mann, der sich zur Mordtat erbot, des Verrats verdächtigen? Doch eigentlich ver-

dächtigen wir ihn alle. Ich habe Beld noch niemals den Rücken zugekehrt.«

»Samul und ich haben ein Auge auf ihn, Dease«, sagte Arden. »Für den Fall, dass dir nach Torens Tod etwas zustößt, haben wir einen Pakt geschlossen. Wir werden nicht zulassen, dass Beldor an die Reihe kommt. Niemals.«

Dease schloss die Augen. Sein Kummer zerrte in seiner Brust. So also sah die Entscheidung aus, die sie an jenem Tag auf der Sommerkuppe getroffen hatten.

Kapitel 2



Die Turmruine stand auf dem alten Schlachtfeld an der Telanonbrücke, ein augenloser Wächter über einer Wiese von Frühlingsblumen und schlummernden Geistern. Eine kühlende Brise trug den Geruch von Eis und Schnee von den nahen Bergen herab, und die Bäume am Rande des alten Schlachtfelds begannen das heimliche Wispern, das sich abends mit den Winden erhob.

Oben auf den bröckelnden Zinnen beobachtete Tam, wie der Schatten des großen Eldhorns die Hügel überschwemmte, die Flut der Nacht, still und unaufhaltsam. In den Tälern flossen die Seen der Dunkelheit zusammen, in denen die noch von der Sonne beschienenen Kuppen schrumpfende Inseln bildeten.

Unten knisterte ein Feuer, und Tam hörte die gedämpften Stimmen seines Veters und Baores, die das Abendessen bereiteten. Hier und da von einem Luftzug verwirbelt, trieb der Rauch durch das alte Gemäuer wie der Geist der Klage, der an diesem Ort zu hausen schien. »Die Jungen treten eine Fahrt mit freudigen Herzen an«, sagte Tam sich einen alten Spruch her, »die Alten mit Klagen.«

Doch sein Herz war nicht von Freude erfüllt. Die Welt jenseits seiner Heimat, des Tals der Seen, war den Talbewohnern nicht

geheuer und selten Gegenstand ihrer Gespräche. Und das, obwohl ihre sämtlichen Vorfahren aus dieser Welt gekommen waren.

Vom Krieg hierher vertrieben, erinnerte sich Tam.

»Die wichtigsten Dinge, die du in diesem Leben tun wirst, haben alle ihren Preis, so oder so«, pflegte sein Großvater zu sagen. »Sobald du dich zu etwas entschieden hast, bezahle den Preis und handle.«

Wobei sein Großvater natürlich nie weiter als einen Tagesmarsch aus dem Seetal hinausgekommen war.

Im Süden konnte er sehen, wie der dunkle Fluss, der Wynnd, in Windungen bergab stürzte und schließlich hinter der schroffen Kante eines waldigen Hügels verschwand.

Tam schloss die Augen und dachte an die Landkarte, die er auf dem Tisch seines Großvaters grob skizziert hatte. Hinter dem alten Turm lag die Wildermark, das weite, dicht bewaldete Bergland, das irgendwann in hügelige Wiesen überging, später in Felder eingefasst von Knicks und Bruchsteinmauern, an den Flussufern die Dörfer der Unterländer mit ihren auffälligen Häusern aus verwittertem Stein.

Tam machte die Augen wieder auf und blickte nach Süden, wo sich weit hinten am Horizont kleine Wolken bauschten. Aber keine Selbstüberschätzung! So weit würden sie nicht kommen. Auf knapp halbem Wege durch die Wildermark gab es ein kleines, abgeschiedenes Dorf, Inniseth, und zwischen dort und hier lagen zwei Wochen Fahrt auf dem reißenden Fluss.

»Wer nur nach dem Horizont gafft und nicht bei der Zubereitung des Essens hilft, wird bald noch nach anderm hungern als nach fernen Landen.« Das rief jetzt Tams Vetter Fynnol von unten herauf; es war einer seiner aus dem Handgelenk geschüttelten Sprüche »altüberlieferter Weisheit«.

»Ich dachte, ich wär's gewesen, der die Waldhühner geschossen hat«, rief Tam zurück.

»Du durftest einmal mehr mit deiner Treffsicherheit angeben,

sonst nichts. Und seit wann zählt Waldhuhnschießen als Arbeit? Das ist Vergnügen und geht daher nicht in die Rechnung ein.«

Tam konnte seinen Vetter durch das frisch belaubte Gezweig undeutlich emporspähen sehen, das Gesicht in Heiterkeitsfältchen gelegt, wie meistens. Tam rechnete sich nicht aus, dieses kleine Wortduell gewinnen zu können. Nur wenige konnten Fynnol auf diesem Gebiet schlagen. »Na gut, ich bin gleich unten.«

Tam warf noch einen Blick auf die nach dem Winter wieder zum Leben erwachenden Berge und stieg dann von seiner hohen Warte herab. Die drei jungen Männer lagerten hier seit fünf Tagen in einem Raum, den sie für die ehemalige Speisehalle hielten, auch wenn die Wände jetzt von Flechten und wildem Efeu bedeckt waren und sie nur das wandelbare Gewölbe des Himmels als Dach hatten. Fynnol kauerte über einem auf die Glut heruntergebrannten Feuer und drehte mit großer Konzentration einen Spieß, auf dem zwei Waldhühner steckten. Zehn Fuß weiter saß Baore an die Steinmauer gelehnt und putzte sorgfältig ein bronzenes Dolchheft, das er an dem Morgen in der Erde gefunden hatte.

»Ist euch klar, Freunde«, sagte Fynnol, »dass wir dem Seetal entkommen sind? Wir sind draußen!« Er lachte. »Keine Wella Messt mehr, die bis ins Kleinste weiß, was wir machen, und es jedermann unter der Sonne mit wissen lässt. Kein Kühemelken, kein Schweinefüttern, kein Getreidesäen. Das Einzige, was mich stört, ist, dass wir so bald schon zurückkehren wollen.«

»Wir werden wahrscheinlich nicht vor Mittsommer zurück sein«, sagte Tam, »zumal wenn wir in Inniseth nicht bekommen, was wir haben wollen.«

»Ich will nichts mehr als weg! Weit, weit weg!«, rief Fynnol und blickte dann kurz zu seinem Vetter Baore hinüber, dem sichtlich nicht wohl war bei seinen Worten. Tam hockte sich ans Feuer, doch Fynnol deutete mit einer Kopfbewegung auf die Vorratstaschen. »Du darfst dich der Knollen annehmen.«

Tam nickte, doch sein Augenmerk galt ihrem Gefährten. Baore saß vornüber gebeugt und besah sich in dem schwindenden Licht eingehend das Dolchheft. Er war ein Mann, dessen Hände nicht ruhen konnten. Selbst wenn sie abends am Feuer saßen und sich Geschichten erzählten, musste Baore Angelhaken schärfen oder einen Riss in seinem Hemd flicken. Er war immer mit irgendeiner kleinen Verrichtung beschäftigt.

Jeder widmete sich still seiner Aufgabe. Es herrschte an dem Abend eine leichte Gehemmtheit zwischen den dreien, und Tam wusste nicht recht, woran das liegen mochte. Baore war schweigsam, schweigsamer als gewöhnlich, und Fynnol, immer hellhörig auf die Stimmungen seines Veters, war dafür redseliger und munterer.

Tam fragte sich, ob Baore wohl Bedenken wegen ihrer Flussfahrt hatte. Nachdem sie drei Jahre lang endlos über ihr Vorhaben geredet hatten, wie sollte Baore da jetzt erklären, dass ihm das Seetal reizvoller erschien als jedes Abenteuer?

Es war ein eigentümlicher Zufall, fand Tam, dass von ihnen dreien Baore am ehesten wie ein Abenteurer aussah: kräftiges Kinn und Adlernase, dazu eindrucksvoll breite Schultern und eine Körpergröße, wie sie nur wenige Männer erreichten. Aber der Schein trog, denn Baore war von Natur aus sanftmütig und ein bisschen zaghaft und unsicher, wenn er eine Entscheidung treffen sollte. *»Muss halt warten, bis eine gute Frau ihm die Entscheidungen abnimmt«*, sagte Fynnol immer, und dieses Urteil, fürchtete Tam, ging wohl nicht weit daneben. Fynnol nannte Baore *»unseren Ackergaul«*, und das stimmte ziemlich, auch wenn es nicht gerade schmeichelhaft war, denn er war stark, gutmütig, treu und standfest. *»Auch wenn das Tor offen steht, würde unser Ackergaul gar nicht daran denken wegzulaufen«*, hatte Fynnol einmal gesagt, und Baores Verhalten schien ihm Recht zu geben. Vielleicht musste man ihn einfach führen – oder vor einen Karren spannen.

Tam sah zu dem Hünen hinüber. Mit seinen blonden Haaren

(die Fynnol als »widerborstig« beschrieb) und seinem flaumigen Jünglingsbart erinnerte Baore ein wenig an einen vom Sturm gezausten Heuhaufen.

Die Unterhaltung beim Essen war ein bisschen gezwungen, auch wenn Fynnol angeregt über die Reise schwadronierte und sich mit spitzen Bemerkungen über die Daheimgebliebenen lustig machte. Wenn Baore ihr Ackergaul war, dann war Fynnol die Krähe des Grüppleins. Listig und wachsam, aber auch flink und entschlossen, wenn es um seinen Vorteil ging. Und wie die Krähe scherte Fynnol sich wenig um die Folgen, die sein Tun für andere hatte. Tam schaute von einem zum andern und wunderte sich, dass diese beiden Vettern waren. Der eine schlau und durchtrieben, der andere solide und verlässlich. Und doch waren sie drauf und dran, gemeinsam zu diesem Abenteuer aufzubrechen – Fynnols Abenteuer, denn obwohl er nicht die Persönlichkeit eines Führers besaß, war es doch, wie Tam wohl wusste, Fynnols eifriges Zureden gewesen, das sie dazu angetrieben hatte.

»Ich habe beschlossen«, sagte Fynnol unvermittelt, »dass ich eine graue Stute haben möchte, um die mich alle im Seetal beneiden werden und die mir allseits heiß begehrte Fohlen schenken wird.«

»Ich dachte, du hättest dir einen braunen Hengst mit einem Stern auf der Stirn in den Kopf gesetzt«, stichelte Tam.

»Das war, bevor ich es mir genau überlegt hatte.« Fynnol verzehrte mit fettigen Fingern einen Waldhuhnschenkel und schwenkte dann den abgenagten Knochen, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. »Grau ist die Farbe des frühen Morgens und wird mir deshalb Glück bringen, denn es steht für den Anfang, und eine Stute wird mir Fohlen schenken, von denen ich mir das beste aussuchen werde, um so das nächste Pferd zu haben, das genauso gut ist. Oder vielleicht besser. Eine graue Stute. Die will ich haben.«

»Tja, du kannst eine graue Stute aber nicht ›Abendstern‹ nennen, wenn Grau die Farbe des Morgens ist«, sagte Baore. Er

wollte seine gedämpfte Stimmung abschütteln, die seinem Wesen nicht entsprach, und zwang sich deshalb, bei dem Geplänkel mitzumachen.

»Baore hat Recht. Und wieso ist Grau nicht auch die Farbe des Abends?«

»Weil Rot die Farbe des Abends ist, Tamlyn, wie jeder wohl weiß, der schon einmal ein Buch gelesen hat. Und was den Namen anbelangt, so habe ich einen andern, der ebenso gut ist. ›Graustein‹, nach der Familie meiner Großmutter. Fest wie die Erde, aber leicht auf der Zunge. Graustein.«

»Du legst dir alles immer musterhaft zurecht«, sagte Tam. »Und wenn du dann deine Meinung änderst, ist es gleich wieder genauso musterhaft.«

»Oh, noch musterhafter, Vetter. Noch musterhafter.«

Da ertönte links von ihnen ein Räuspern, und als sie herumfuhren, sahen sie am Rand des Feuerscheins einen Mann stehen. Einen Moment lang rührte sich keiner, so überrascht waren sie alle.

»Da ihr alles mit solcher Musterhaftigkeit zurechtgelegt habt«, sagte der Mann mit freundlicher Stimme, »würde es euch etwas ausmachen, einen Fremden ein wenig daran teilhaben zu lassen? Das Licht eures Feuers wäre mir sehr willkommen.«

Alle drei Seetaler sprangen auf, Baore mit einem schweren Stock in der Hand. Der Mann warf einen Blick auf diesen Riesen, der sich da vor ihm aufgebaut hatte, und trat rasch mit ausgestreckten Händen ins Licht.

»Ihr habt keine Ursache, mich zu fürchten«, erklärte er, und ein Lächeln erschien hinter einem säuberlich gestutzten Bart. »Ich bin ein friedlicher Vagant, und zum Beweis gebe ich gern mein Schwert und meinen Bogen in euern Gewahrsam.« Er schnallte eine Scheide ab und hielt sie Baore hin.

»Behalte dein Schwert«, sagte Tam nach kurzem Zaudern. »In diesem Winkel der Welt heißen wir Fremde willkommen.«

Trotz Tams Worten stellte der Mann sein Schwert an die Stein-

mauer, bevor er sich dem Feuer näherte. Tam fand ihn für einen Vaganten recht adrett. Kein Jäger oder Fallensteller, da war er sicher. Obwohl der Fremde in Kleidung und Auftreten den Eindruck machte, dass er sich im Wald heimisch fühlte, hatte er etwas Städtisches an sich. Jedenfalls bildete Tam sich das ein, denn er war selbst noch nie in einer Stadt gewesen.

»Ich meinte, die Laute der Seetaler hier zu hören.« Er lächelte erneut. »Ich bin Alaan, und ihr seid Tam, denke ich, und Baore und Fynnol.« Er lachte, als er sie stutzen sah. »Ich bitte um Verzeihung, aber ich habe eurer Unterhaltung lange genug zugehört, um sicher zu gehen, dass ihr keine Straßenräuber oder entflohenen Gefangenen seid. Die meisten Leute, die man hier in den Bergen trifft, sind freundlich und ehrlich wie ihr, aber nicht alle, und ich bin mit zunehmendem Alter vorsichtiger geworden.«

Tam deutete auf einen Platz am Feuer. »Wir haben einen kargen Tisch gedeckt, aber was wir haben, reicht aus, um vier Leute satt zu machen.«

»Ich habe dort hinten im Dunkeln ein Pferd angebunden«, sagte Alaan. »Ich werde es holen und bin gleich wieder da.«

Fynnol warf einen Blick auf das an der Mauer lehrende Schwert des Mannes. »Ist das die Waffe eines Jägers, Tam«, fragte er leise, »oder das Schwert eines Ritters?«

Tam betrachtete die lange Klinge mit dem schmucklosen Heft und Knauf. »Du denkst richtig, aber wir sind zu dritt und er ist allein, und wenn er uns ausrauben wollte, hätte er in der Nacht unser Boot leer räumen können, was er gewusst haben muss, wenn er gelauscht hat.«

Sie setzten sich wieder an ihr Mahl, und kurz darauf kam Alaan mit einem schwer bepackten Pferd am Zügel zurück. Er versorgte es und band es draußen vor der Halle an, wobei er ihm leise zuredete. Als er ans Feuer trat, hatte er einen Trinkschlauch und mehrere Taschen in den Händen.

»Ich habe hier einen Wein, der mich bis jetzt nicht umgebracht hat, und noch ein paar Sachen, die ich zu euerm gastlichen Tisch